

nend ist daher auch, daß beide Bände nicht eine zusammenhängende Monographie, sondern gesammelte Aufsätze der Autoren enthalten.

Wim A. de Pater, Ordinarius für Logik, Analytische Philosophie und Sprachphilosophie in Löwen, entwickelt seine Beiträge vor allem im Anschluß an I. T. Ramsey, dem jetzigen anglikanischen Bischof von Durham. Der erste Abschnitt widmet sich dem Thema „Sinnvolles und sinnloses Sprechen über Gott“. Hier erläutert P. vor allem die „disclosure-Situation“, d. h. eine Situation, in der sich die Tiefe einer Wirklichkeit enthüllt (wenn z. B. jemand nach langen Jahren einen alten Bekannten wiedertrifft und plötzlich als solchen erkennt); diese Erfahrung dient als Modell für die Möglichkeit religiöser Sprache: Gott ist nur in einer disclosure-Situation gegeben (24).

Der 2. Beitrag wendet die Möglichkeit, von Gott zu sprechen, auf die Wunderproblematik an; Wunder ist hier (wie anderwärts) nicht mehr die Durchbrechung von Naturgesetzen, sondern „disclosure-Situation“, „Erschließungssituation“, die im Glauben die Tiefe der Situation erkennen läßt, in welcher der „normale Gang der Dinge“ durchbrochen wird (65): Das Wunder ist kosmische (!) Selbsterschließung Gottes.

Der letzte Beitrag wendet sich programmatisch der „Theologie der performativen Sprache“ zu; unter diesem Titel geht es um die Frage, welchen Sinn und welche Funktion religiöse Akte haben. Selbst wenn die Konsultation der Sprachanalytik insbesondere hinsichtlich der Performative (im Unterschied zu den Konstativen) nicht zu einer vollständigen Lösung der Problematik führt, vermag sie doch nach Meinung P.s die religiöse Erfahrung als Deutung der Welterfahrung herauszustellen; „Gott ist unser Vater“ z. B. beinhaltet eine Erschließung, die praktische Konsequenzen hat. Und in dieser praktischen Konsequenz ist das Charakteristikum performativer Äußerungen zu sehen, da sie nicht feststellen (konstativ sind), sondern eine mit und in der Äußerung gegebene Wirkung erzielen.

In zwei Arbeiten über „Zeichen und Begriff in der Wissenschaft“ sowie über den „Symbolismus als operatorisches Gebiet“ behandelt J. Ladrière Aspekte wissenschaftlicher Sprache, ehe er im Ausgang von Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“ den Neopositivismus charakterisiert. Hier geht es um den Aufweis, daß eine Priorität des Denkens vor den Tatsachen anzunehmen ist, daß also neben der Rede der Wissenschaft die Rede der Metaphysik (!) steht (96 f.). Im Anschluß daran greift L. mit dem Beitrag über „Selbst-implizierende Sprache und biblische Sprache nach Evans“ theologische Fragestellungen auf; theologische Sprache wird als selbst-implizierende, d. h. eine Verpflichtung des Menschen gegenüber Gott (106) auf Grund einer Verfügung und Verpflichtung Gottes gegenüber dem Menschen (125) zum Ausdruck bringende Sprache charakterisiert. Unter dem Thema „Determinismus und Verantwortlichkeit“ behandelt L. dann Probleme der Entscheidung, der Normen und der ethischen Rede. Abschließend wendet sich L. dem Wort des Glaubens zu, und zwar im Versuch einer Verhältnisbestimmung dieses Wortes des Glaubens einmal zu Wissenschaft und Philosophie, zum anderen zu kosmologischen Vorstellungen; die Argumentationen laufen auf die Feststellung einer Dualität von Rede (der Wissenschaft) und (der Rede der Wissenschaft vorgeordnetem, weil älterem) Wort des Glaubens hinaus (236 f.). Beide Arbeiten fordern den Leser (und überfordern ihn z. T., wenn er mit der Sprachanalytik nicht bereits vertraut ist). Sie ermöglichen aber einen Einblick in die Sprachanalyse und ihre Bedeutung für die Theologie. Freilich werden auch die Grenzen analytischer Philosophie — durchaus nicht in apologetischer

Absicht zur vorschnellen Rechtfertigung der Theologie — herausgestellt, die sich vor allem durch die zu isolierte Betrachtung des Sprechaktes, abgesehen von dessen Situation und Intention (P. 158) sowie durch die Problematik ethischen Sprechens ergeben. Für die Theologie folgt daraus, daß sie zur Überprüfung ihres Sprechens sich mit der Sprachanalytik auseinandersetzen muß, ohne von ihr von vornherein als unsinnig abgetan werden zu können. Ob man freilich vornehmlich L.s Eintreten für die Rede der Metaphysik neben und vor der Rede der Wissenschaft (L. 96 f.) zustimmt, kann hier unerörtert bleiben. Schwerwiegender ist die Anfrage, ob die Sprachanalytik ihrerseits der Konzeption einer „disclosure-Situation“ im Sinn von „Beobachtbarem und mehr“ (P. 179) zustimmt oder das Wort „Gott“ „die vielen Sprachspiele als ihre kontextuelle Voraussetzung“ interpretieren läßt (P. 87). Problematisch ist aber vor allem, daß auch P. trotz seiner erklärten Absicht, „den Zusammenhang zwischen religiösem Sprechen und menschlicher Erfahrung“ zu verdeutlichen (184), mit der Konstatierung einer eigenen kontextuellen Umrahmung und einer eigenen Logik religiösen Sprechens (179, vgl. 19) eben diesen Zusammenhang nicht durchhalten zu können scheint. Vollends bei L. wird eine „Dualität von Manifestem, Empirischem und Sichtbarem und dem das Sichtbare Überschreitendem“ vertreten, die der Dualität von Rede und Wort entspricht (237). Droht jedoch nicht diese Dualität die Theologie angesichts der Rede der Wissenschaft zu einer wissenschaftlich nicht mehr verantwortbaren Rede werden zu lassen? Wenn man den „Glauben in seiner eigenen Sprache sprechen lassen muß“ (L. 254), wie kann verhindert werden, daß er in einer Sondersprache spricht, die unverständlich und damit dann eben doch sinnlos ist?

KARL-HEINZ DEJUNG, *Die Ökumenische Bewegung im Entwicklungskonflikt 1910—1968*. E. Klett Verlag, Stuttgart/Kösel-Verlag, München 1973. 494 S., 25.— DM.

Die „Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft“ legt im Rahmen der „Studien zur Friedensforschung“ einen ungewöhnlichen Längsschnitt durch die Ökumenische Bewegung bzw. des sie tragenden Internationalen Missionsrates vor. Prof. E. Tödt erklärt im Geleitwort den Sinn des Buches aus der 1973 in Bangkok auf der Weltmissionskonferenz zutage getretenen Krise des ÖRK. Was seit dem „Antirassismusprogramm“ von 1968 als gefährliche Verirrung angesehen wird, erweist der Verfasser nach überwiegend unveröffentlichten Quellen aus dem Genfer Archiv als die seit 1910 latente Kernfrage der ökumenischen Bewegung, die Identifikation des Christentums mit dem europäisch-amerikanischen Sendungsbewußtsein zu durchbrechen. Der ÖRK werde mißverstanden, wenn man in ihm vorwiegend die Arbeit von „Faith and Order“ um eine organische Einheit der Kirche sieht. Die Weltkonferenz von „Kirche und Gesellschaft“ 1966 war die logische Folge einer schon 1910 gesichteten Entwicklung, daß Kirche und Mission sich vor dem Erwachen der „Kolonialvölker“ aus den imperialistischen Strukturen und der Bevormundung der Jungen Kirchen zurückziehen müssen. Nachdem jetzt in der Weltpolitik der Nord-Süd-Konflikt offen ausgebrochen ist, wird ein neuer Durchgang durch die ökumenische Diskussion, die Dejung in acht Kapiteln entfaltet und im neunten in Rückblick wie Ausblick zusammenfaßt zur unentbehrlichen Hilfe für das rechte Selbstverständnis des ÖRK. Konfessioneller Provinzialismus, woher er auch komme, muß an den Ereignissen prüfen, ob nicht eine Vernachlässigung

der originären Entwicklungsprobleme zugunsten steriler dogmatischer Gespräche die ökumenische Aufgabe verkennt. Dejung stützte seine Arbeit auf Anregungen von Visser 't Hooft und M. M. Thomas. Was er klarstellt, sind nicht private Entdeckungen eines jungen Gelehrten. Er fördert Wirklichkeiten des umfas-

senden ökumenischen Gesprächs ans Licht, das von jeher die Sache des Weltkirchenrates als Befreiungsbewegung der Christenheit von spezifischen Strukturen der westlichen Industrienationen angesehen hat. Welchen Anstoß das Werk auch bringen mag, es zwingt zur ökumenischen Besinnung.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

KESSLER, HANS. Erlösung als Befreiung. In: Stimmen der Zeit Jhg. 99 Heft 1 (Januar 1974) S. 3—16.

Der mit dem sog. „Fall Bafle“ weithin bekannt gewordene Frankfurter Exeget legt hier die mit der Glaubenskommission der deutschen Bischöfe vereinbarte Interpretation umstrittener Stellen seines Buches „Erlösung als Befreiung“ (Düsseldorf 1972) vor. Zur Motivierung: man könne beim heutigen Menschen nicht den schon anderweitig besetzten Platz für das Mysterium voraussetzen, man müsse ihn erst wieder freilegen, und zwar im Kontext mit Jesus. Neben der Erklärung von Mißverständnissen zur Christologie steht die Klarstellung des christlichen Opferbegriffes: Das Tridentinum habe den Opfercharakter des Todes Jesu nicht definiert, er stand nicht zur Beschlußfassung, sondern floß unreflektiert in die Konzilstexte ein. Richtig sei es, zu sagen: „der Opfercharakter des Todes Jesu ist dort vorausgesetzt und daher nicht eliminierbar“. Doch es „bleibt ungeklärt, welcher Begriff von Opfer zugrunde liegt“. Daher lassen die Texte „die Möglichkeit offen, einen völlig unchristlichen Opferbegriff zu verwenden“. Die nachtridentinische Opferspekulation sei nicht unbedenklich. Man müsse mit J. Ratzinger eine christliche Definition des Opferbegriffes finden. Die weitere Klarstellung betrifft Jesu Auferweckung und Geistgegenwart.

ROLOFF, JÜRGEN. Auf der Suche nach einem neuen Jesusbild. In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 98 Nr. 8 (August 1973) Sp. 561—572.

Der späte Eingang dieser beachtlichen Studie des Erlanger Neutestamentlers mindert nicht ihre hohe Aktualität. Er bemerkt die große Vehemenz, mit der Nichtexegeten in die von Exegeten offengelassene Lücke des sog. historischen Jesusbildes hineinstoßen (H. Cox, A. Holl, die Jesus-People usw.) und fordert, daß sich die ntl. Exegese angesichts ihres „geringen Wirkungsgrades“ den Anliegen des nichtexegetischen Jesusbildes öffne. Es folgt eine Durchsicht der seit Bultmann eingerissenen Entleerung des Jesusbildes mit der von E. Fuchs begonnenen „Entdoketisierung“ (mit zahlreichen wissenschaftlichen Anmerkungen aus neuester Literatur). Es genüge nicht, nach einer Lehre

Jesu zu suchen oder erst bei der Gemeindeftheologie zu beginnen. Die provozierende Art der Verkündigung Jesu, selbst in den Gleichnissen, lasse ein bestimmtes Verhalten erkennen, das die Gemeindeftheologie wieder verdeckt habe. Wichtig sei der verfremdende Einsatz der Sprache bei der Gesetzesinterpretation. Was Fuchs und E. Käsemann begonnen hätten, sei weiterzuführen. Jesu Verkündigung habe die Prophetie als Modell und sei in sich durch Angriff auf geläufige Traditionen und Denkweisen die Eröffnung der Gottesherrschaft, wobei die „transpersonale Dimension“, die ganz Israel anspricht, nicht übersehen werden dürfe. H. Schürmann habe mit seinen Untersuchungen einen Weg gewiesen, sich aber noch zu sehr auf den lehrenden Jesus beschränkt. Es müßten neue Kriterien der Jesuswirklichkeit gefunden werden. Die bahnbrechende Anregung überwindet die Engpässe einer gesellschaftspolitischen Zielsetzung.

„Sendung Christi, Kirche, Vollmacht und Amt“. Festgabe für Kardinal H. Volk vom J.-A.-Möhler-Institut. In: Catholica Jhg. 27 (1973) Heft 3/4.

Die Einführung der Beiträge durch A. Brandenburg nennt in fast schockierendem Selbstbewußtsein eines „kirchlichen“ Ökumenischen Instituts den Sinn der Festschrift: das Memorandum der sechs Ökumenischen Universitätsinstitute zur „Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter“, das „sehr schnell uninteressant geworden“ sei, durch gründlichere Prüfung der Materie zu besserer Klärung zu bringen. Fair wird H. Fries zur Eröffnung eine Apologie, d. h. eine Interpretation des „Memorandums“, gewährt (S. 188—208). H. Schlier gibt erneut die exegetische Grundlegung des ntl. Priesteramtes (209—233), ohne die von P. Stockmeier in „Glaube und Religion“ aufgedeckten Anpassungsprozesse in der Frühen Kirche zu berühren. Das gilt ähnlich für B. Köttings Frage nach der „Successio apostolica“ (234 bis 247). K. Lehmann bietet eine Erweiterung seiner Kritik zur Ämteranerkennung in „Communio“ 73/2, wonach dem Memorandum eine wirklich tragfähige biblische Basis fehlt. Der Konsens der sechs Institute sei kein Konsens mit der katholischen Theologie. J. Madey vertritt den Standpunkt der Orthodoxie (263 bis 279). Auch der Jubilar kommt zu Wort durch Abdruck eines Aufsatzes „Priestertum heute“ (280—292). Er insistiert auf einem Verständnis der Weihe. L. Scheffczyk, A. Gerken, H. Müh-

len, G. Voss, H. Schütte und P.-W. Scheele erweitern und vertiefen die Auseinandersetzung. So bleibt das Thema auf dem Tisch.

Kultur und Gesellschaft

HELDMANN, WERNER. Chancengleichheit. Eine pädagogische Verpflichtung oder ein revolutionäres Klischee? In: Die neue Ordnung Jhg. 27 Heft 6 (Dezember 1973) S. 463—468.

Als zentralen Begriff mit ausgesprochenem gesellschaftspolitischem Akzent im Zusammenhang der heutigen bildungspolitischen Auseinandersetzungen bezeichnet der Autor den Begriff der Chancengleichheit. Er verweist auf die Entwicklung des Bewußtwerdens bestehender Ungleichheit und unterschiedlicher Bildungschancen seit Beginn der 60er Jahre und die weitgehend fehlgeschlagenen Bemühungen, diesem Mißstand durch verstärkte Bildungswerbung zu begegnen, was er in erster Linie auf die weiterbestehende Ausprägung als Mittelschichteninstitutionen zurückführt. Deshalb glaubte man, die Schulorganisationsstruktur ändern zu müssen, um Abhilfe schaffen zu können. Mittlerweile jedoch setzt sich immer mehr die Meinung durch, dies allein könne nicht genügen. Der Verfasser schlägt u. a. als wichtige Ergänzungen und Grundlagen Bildungshilfen durch ein aufgeschlossenes Milieu und gezielte Förderung vor. In eigenen Kapiteln befaßt er sich sodann mit der Bildung als Individualrecht und soziales Grundrecht und mit der Chancengleichheit als Mittel gesellschaftspolitischer Programmatik.

Liberté et Autocratie dans le Tiers-monde. In: Esprit Jhg. 41 Nr. 430 (Dezember 1973) S. 804—859.

In sehr ausführlicher Form untersuchen verschiedene Autoren unter dem Schwerpunktthema „Macht und Gesellschaft in der Dritten Welt“, wie heute in einer Vielzahl erst kürzlich entkolonialisierter Länder Macht ausgeübt wird. Besonders beleuchtet werden in diesen Beiträgen, die z. T. unter Pseudonymen geschrieben werden mußten, die Zustände in einigen islamischen Ländern. Hervorzuheben ist die Darstellung in Ägypten unter Nasser und in Tunesien unter Bourgiba. An diesen Beispielen wird deutlich, wie wechselvoll die